

Die langen Schatten

In der DDR war er Dompfarrer in Zwickau. Der Staat ließ ihn ausspionieren und verfolgen. Warum Edmund Käbisch nun die Grabrede für einen alten Gegner gehalten hat.

VON MANUELA MÜLLER

ZWICKAU – Es war sein letzter Wunsch. Er sollte kommen. Edmund Käbisch sollte seine Familie trösten, wenn er tot ist, ausgerechnet Edmund Käbisch, der sture Pfarrer aus dem Dom.

Nun steht Käbisch hier auf diesem Friedhof, in einer Stadt in Sachsen, deren Name keine Rolle spielt. Lange Zeit wäre er nicht auf die Idee gekommen, dass man ihn eines Tages dabeihaben möchte. Ausgerechnet ihn. Es endet nun mit dem ewigen Frieden zwischen einem revolutionären Christen und einem, der an den Sozialismus geglaubt hat und an das Land, aus dem sie beide stammen: die DDR.

Käbisch hat sich fein gemacht für ihn. Schwarzer Anzug, weißes Hemd, schwarze Krawatte. Ein großer Mann Ende siebzig, der nach den Zehn Geboten lebt. Die Fähigkeit, zu glauben und zu vergeben, hält er für das Beste am Menschsein.

Edmund Käbisch steht in einer Friedhofshalle, und zwei Schritte neben ihm ruht Peter Schuster im Sarg. Ein Foto von ihm steht auf einer Staffelei an der Seite. Man sieht einen Mann, vorsichtig lächelnd und langsam grau werdend. Er hält ein Bier in der Hand. Wahrscheinlich war er kleiner als Käbisch.

Dieser setzt die Lesebrille auf und zieht einen Zettel aus dem Jackett. Darauf steht, was er letzte Nacht für Peter Schuster aufgeschrieben hat. Eigentlich muss er nichts ablesen. Es ist nur ein Zettel, und er hält ihn in den Händen, man weiß ja nie. Zuerst sagt Käbisch: „Ich bin freiwillig hier.“ Er lässt eine kurze Pause, damit auch der zweite Satz Wucht bekommt. „Es ist wohl einmalig in Deutschland, dass ein Pfarrer da Abschiedsworte spricht“, sagt Edmund Käbisch. Es ist das letzte Match zweier Männer. Ergebnis jahrelanger Friedensverhandlungen.

Edmund Käbisch war vor und nach der Wende Dompfarrer in Zwickau und Bürgerrechtler. Nach der Wende las er Tag und Nacht seine Stasiakten. Über zwanzig Jahre später schrieb Käbisch ein Buch, in dem er Namen seiner Spitzel nennt. Das mit den Namen war ein Kampf, auch schon früher, auch schon vor Gericht. Erst seit drei Jahren kann man das Buch kaufen. Er nannte es „Lange Schatten meiner Stasi-Bearbeiter“.

Nun steht er am Sarg eines Mannes, der das Spiel mitgespielt hat damals.

Schuster hat nicht im Ministerium für Staatssicherheit gearbeitet. Er war kein Spion, aber er machte Karriere bei der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der SED. Studium in Moskau, Doktorarbeit in russischer Sprache, danach eine Stelle bei der Partei. Schuster sollte die Kirchen im Bezirk Karl-Marx-Stadt im Auge haben. Das machte er ganz offiziell. Edmund Käbisch war einer von vielen Pfarrern in Schusters Bezirk.

Käbisch war Mitte vierzig und Schuster Ende dreißig. Schuster sollte wohl verhindern, dass die Kirchen revoltieren. Heute lässt es sich jedenfalls so deuten. Referenten für Kirchenfragen, wie er es war, sollten Pfarrer staatshörig machen, den Kirchenboten zensurieren und das Verhältnis der Sowjetischen Besatzungszone zur Kirche dokumentieren. In seinem Buch schreibt Käbisch zehn Seiten über Schuster. Der sei am Ende selbst bespitzelt worden. Der Vorgang hieß „Lenz“, wie der Frühling.

Er hat ihn zufällig kennenge-

lernt, erst 2002. Sie trafen sich durch die Arbeit. Natürlich wusste Schuster, wer Käbisch ist. Er sprach ihn an und stellte sich vor. Das hätte er nicht tun müssen. Schuster erklärte, er sei der einzige Referent gewesen, der weder Offizier im besonderen Einsatz noch Inoffizieller Stasimitarbeiter war.

Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Nun, am Tag seiner Beerdigung, an einem Februarmorgen 2023, sind die DDR, die SED und die Stasibehörde seit über dreißig Jahren Geschichte. Man müsste an Gräbern nicht darüber reden. Käbisch steht neben dem ruhenden Peter Schuster, der sich gewünscht hat, dass der alte Käbisch auf seiner Beerdigung spricht. Wie konnte es so weit kommen, dass er auf dem Friedhof die Vergangenheit mit der Zukunft mischt?

Vorn in der Trauerhalle die Witwe, die Tochter, die Enkelin, die Schwester. Es gibt kaum traurigere Momente. Käbisch spricht erst schnell, dann langsam. Als wäre er Komponist und müsste seine Dramatik finden, den Sound. Er hat an vielen Särgen gestanden. Diese Beerdigung ist für Käbisch ein Symbol der Versöhnung. Es war damals nicht nur ein verrücktes Politikabreitt.

Edmund Käbisch hat jetzt den lebendigen Peter Schuster vor Augen und zeichnet ein letztes Bild von ihm:

„Er hat die Gegenseite, den Glauben, akzeptiert.“

„Er lebte Toleranz und kämpfte für Freiheiten.“

„Er war bemüht um den kleinen, stillen Frieden.“

„Die Gespräche mit ihm waren so wertvoll.“

„Die Tugenden – auch innerhalb der Kirche scheinen sie verloren gegangen zu sein.“

„Er war Avantgardist der Toleranz in einer hasserfüllten Zeit.“

Käbisch wollte zehn Minuten

sprechen. Am Ende redet er zwanzig Minuten. Etwas später tritt er allein an das offene Grab. Er schweigt und schaut nach unten. Er wirkt, als hätte er nun selbst seinen Frieden gefunden. Er kennt fast niemanden hier. Die Witwe flüchtig, die Tochter von Schusters Erzählungen und von der Whatsapp, die sie ihm vor ein paar Tagen geschickt hat.

Sie schrieb: „Lieber Herr Dr. Käbisch, ich schreibe im Auftrag meines Vaters ... Bitte senden Sie ihm göttlichen Beistand für diesen schweren Weg.“

Waren sie Freunde?

Einige Tage nach der Beerdigung, in der Zwickauer Wohnung des Pfarrers. Im Büro hängt ein Kreuz, ein Geschenk der Partnergemeinde in Tansania. Das Sofa ist Biedermeier und mit grünem Plüsch bezogen. Noch zu DDR-Zeiten hat er es auf der Straße beim Sperrmüll entdeckt, mit dem Handwagen heimgeholt und frisch polstern lassen. Tatjana Lietz und Christian Siegel, zwei Zwickauer Maler, haben Porträts von Käbisch gezeichnet. Eines war für den Dom gedacht, aber dorthin kam es nie. Man sieht sie kaum, die Porträts, ein Schrank verdeckt sie. Käbisch findet sie zu groß für seine Wand.

Auf dem Tisch steht eine rote Kerze, die er meistens anzündet, wenn er Besuch hat. Eine kleine Bibel, eine weiße Kerze im Stachel-drahtgeflecht. Das ist sein Versöhnungssymbol, es stand früher auf dem Altar. Käbisch trägt ein hellblaues Sakko über dem Hemd, es ist ein wichtiger Moment. Über seine Beziehung zu einem alten Feind zu sprechen und zu erklären, wie nahe sie sich am Ende standen.

Der Pfarrer schaut aus dem Fenster. Der Himmel ist verwachsenes Weiß. „Er war ein Vorbild unter den Feinden“, sagt Käbisch, „er hat mich nie als Feind gesehen“. Und er ihn? Der Pfarrer überlegt. Um antworten zu können, hätte er Schuster viel früher begegnen müssen. Als sie



„Lange Schatten meiner Stasi-Bearbeiter“, so heißt das Buch, das Edmund Käbisch geschrieben hat. Nun blickt er auf das Grab eines Mannes, der damals auf der anderen Seite stand.

FOTO: LUWE MANN

„Er war ein Vorbild unter den Feinden, er hat mich nie als Feind gesehen.“

Edmund Käbisch
Ehemaliger Dompfarrer von Zwickau

sich trafen, gab es keinen Gräuel mehr. Schuster konnte Käbisch in die Augen schauen. Sie mochten sich.

Der Pfarrer will über mehr als zwei Männer reden, die einmal auf verschiedenen Seiten gestanden hatten. Ihm geht es um die Weltkrise. Seine Gedanken landen immer wieder beim Ukrainekrieg. Er sagt Sätze mit „kriegsschwangere Zeit“. Den Rest vergisst man, weil man bei diesen beiden Wörtern ständig zusammensuckt. Man könnte sich von Schuster und ihm etwas abschauen, sagt Käbisch, vielleicht käme man weiter. In der Politik käme man weiter, im Leben sowieso. Der alte Mann schaut manchmal wie ein Vater.

Ein abgegriffener Koran steht im Regal, nur ein paar Bücher von der Bibel entfernt. In der Bibel geht es um Vergebung.

Käbisch sagt, er habe versucht, auf die alten Gegner zuzugehen, die ihn ausschalten und zerstören wollten. Die meisten, die er für sein Stasi-buch besuchte, schickten ihn weg. Er stand an der Gegensprechanlage, sie machten ihm die Tür nicht auf. Einer soll gesagt haben, dass er auf Demonstranten geschossen hätte, hätte man ihm die Kalaschnikow gegeben. Mehr als neunzig Männer und Frauen sollen ihn bespitzelt haben. Von fünfundsechzig Leuten recherchierte er die echten Namen.

Peter Schuster lief ihm zu. Er habe an Gorbatschow geglaubt und die Perestroika. Manchmal saß Peter Schuster hier in Käbischs Wohnung. Sie telefonierten und schrieben sich über Whatsapp.

Sie duzten sich nicht. Schuster schrieb, wenn er einen Menschen zum Philosophieren suchte. Als es um den Zustand der Welt ging, schrieb er:

„Da kann ich Ihnen nur zustimmen, lieber Herr Dr. Käbisch. Dabei halte ich mich auch an Bismarck: Es ist ein Vorteil des Altwerdens, dass man gegen Hass, Beleidigungen, Ver-

leumdungen gleichgültig wird, während die Empfänglichkeit für Liebe und Wohlwollen stärker wird.“ Ein andermal, kurz nach Weihnachten: „Möge uns 2023 endlich wieder Frieden bringen, mögen die bösen Geister mit Hass, Neid und Hetze in unserem Volk verschwinden und wollen wir weiter hoffen, dass wir von weiteren körperlichen Zipperlein verschont bleiben.“

Edmund Käbisch sah den Regenbogen vor seinem Bürofenster, fotografierte ihn und schickte das Bild Peter Schuster. Darunter schrieb er: „Diesen himmlischen Gruß sende ich Ihnen heute von Haus zu Haus.“

Sie haben sich Formeln geschickt. Die Sätze klingen ein bisschen wie die Beerdigungsrede. Als hätte Käbisch die Whatsapps weiterentwickelt und Thesen für den letzten Gruß daraus gemacht.

Wahrscheinlich hat Schuster früh abgeschlossen mit der Vergangenheit. Man kann ihn nicht mehr fragen. Käbisch landet immer noch schnell bei den alten Geschichten.

Als Pfarrer hat er politische Gefangene im Knast besucht und fuhr dafür bis Brandenburg und Bautzen in die Haftanstalten. Sie sollten nicht in ein Loch fallen, wenn sie entlassen werden. So erzählt es Käbisch. Jesus, so glaubt er, hätte es ähnlich gemacht. Er habe einen Mörder besucht, der auf dem Dorf-fest im Suff jemanden erwürgt und ins Rübenfeld geschafft habe. Im Zuhause seiner frühen Kindheit froren Fenster zu und Türen, die umgekippte Badewanne diente als Bank. Er habe sich praktisch von schwierigen Umständen angezogen gefühlt. Edmund Käbisch, so klingt es, konnte nur Pfarrer werden.

„Ich bin davon ausgegangen, dass man mich bespitzelt. Aber nicht so intensiv“, sagt er. Neun Aktenbände habe er über sich gefunden. Einmal habe ihn ein Brautpaar bespitzelt und aufgeschrieben, was er zur Hochzeit aß. Die Stasi bezahlte die Eheringe. Ein andermal habe man jemanden angesetzt, der seine Frau verführen sollte.

Kann er nicht verzeihen?

Edmund Käbisch lacht. Schuster und er, sagt er, sie bewiesen doch das Gegenteil, die Vergebung. „Den Neuanfang gemeinsam gehen. Das habe ich bei ihm gesehen.“ Und seine akribische Suche nach den Spionen? „Ich habe versucht, die Hände auszubereiten und zu sagen: Ich bin euch nicht gram, ich will trösten.“

Schuster habe verstanden. Er sei innerlich gereift. Jemand wie er wünscht sich ausgerechnet jemanden wie ihn bei seiner Beerdigung. „Und das in dieser kriegsschwangere Zeit, die so hasserfüllt ist, dass man nur noch beten kann“, sagt Edmund Käbisch.

Er spricht selten auf Beerdigungen und ist selten im Dom. Am Sonntag ging er hin, zum ersten Mal seit langem, weil er die neue Pastorin sehen und reden hören wollte. Die Kirche habe ihn enttäuscht. Mit 55 Jahren schickte ihn in die Landeskirche in den Ruhestand. Das war 1999. Käbisch schreibt in seinem Buch: „Meine gewonnenen Erkenntnisse passten nicht in das schöne DDR-Bild, auf das viele nostalgisch zurückblickten, die sich in das gute Staat-Kirche-Verhältnis eingerichtet hatten.“ Nun schreibt er ein Buch über Zwangssterilisationen: „Der Wahn der reinen Rasse“. Er verarbeitet immer noch.

„Ich bin Protestant und glaube fest an Gott“, sagt Käbisch. Er klingt entschlossen.

Und Schuster? Am Ende habe er wissen wollen, was nach dem Tod kommt. Aber die Gretchenfrage habe er Peter Schuster nie gestellt, sagt Käbisch. Es ist die unbequeme Frage, die das unschuldige Gretchen dem gelehrten Faust stellt, der seine Seele an den Teufel verkauft hat. „Sag, wie habt ihr's mit der Religion?“

Gretchen und Faust. Gut und Böse. Edmund Käbisch und Peter Schuster haben entschieden, dass das nicht ihre Geschichte ist.

DER NAME des Verstorbenen wurde auf Wunsch der Angehörigen geändert.